Nr. 20. 43. Jahrgang.

Ausgabe für Berlin und Umgegend.
Abend-Ausgabe.

Montag, 12. Januar 1914

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung.

Für verlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Straßburger Telegramme.

Die Danziger Telegramme haben in Straßburg ein echo geweckt. Wie es aus Ostelbien herüberschallte, so schallt es aus den Reichslanden zurück. Dem „Bravo!" entspricht die Siegesmeldung: „Freispruch! Beste Grüße." Der Vorsitzende des Kriegsgerichts, General v. Pelet-Narbonne wußte auch, an wen er seine Siegesmeldung zu adressieren habe. Daß er sowohl Herrn v. Jagow wie Herrn v. Oldenburg auf Januschau persönlich kennen dürfte, ist zum mindesten nicht sehr wahrscheinlich. Aber er konnte sich sagen, daß diese beiden Personen als die ausgesprochensten Vertreter des Säbelregiments anzusehen waren, und daß er ihnen mit seiner Meldung eine Herzensfreude bereiten würde. Vielleicht erwog er auch, daß es politisch schaden könne, zu den Herren v. Jagow und v. Oldenburg eine intime Fühlung zu gewinnen. Der Mentor des Kronprinzen in Sachen der inneren Politik und der Vertreter des militärischen Faustrechts im Falle des Leutnants v. Forstner entsprechen den von manchen Seiten ersehnten Zukunftszielen in unübertrefflicher Klarheit. Und was man auch gegen den Jubeltelegrammen des Vorsitzenden im Reuter-Prozeß einwenden mag, so bleibt es doch unter allen Umständen bemerkenswürdig, wie zielsicher sich die durch das Säbelregiment verwandten Seelen mit Hilfe des gefälligen Telegraphen zu finden wissen. Man braucht nach der „Fronde" nicht länger zu suchen. Hier hat man sie.

Hätte es noch eines Beweises für die Unhaltbarkeit des entsprechenden Urteils im Straßburger Prozeß bedurft, dann wäre er durch diese Telegramme des Generals v. Pelet-Narbonne gegeben. Wer die Verhandlung gegen den Oberst v. Reuter etwas genauer verfolgt hat, der wußte freilich schon vorher, daß ein Freispruch das Ende sein würde. Und er noch immer einige Zweifel hegen konnte, ob dieser Ausgang bei dem geradezu ungeheuerlichen Verstoß der angeklagten Offiziere gegen die Rechtsordnung des Reiches möglich sei, dem mußte die offenbar nicht aus der Luft gegriffene Erklärung des Oberkriegsgerichtsrats Dr. Medicus: „Am Donnerstag wird Oberst v. Reuter freigesprochen, und am Sonnabend spreche ich Leutnant v. Forstner frei", den Star stechen. Es ist schließlich ein klein wenig anders gekommen. Das Kriegsgericht hat sein Urteil um zwei Tage verschoben, und Dr. Medicus mußte aus dem Prozeß gegen den Leutnant v. Forstner ausgeschaltet werden, weil er sich durch seine Äußerung allzu sehr bloßgestellt hatte. Aber in der Sache hat er recht behalten. Den Repräsentanten des Zaberner Säbelregiments ist eine „eklatante Genugtuung" zuteil geworden, zum Vergnügen der Herren v. Jagow und v. Oldenburg.

Soll man wirklich noch hoffen, daß der Gerichtsherr, in diesem Falle also Herr v. Deimling, sich bei dem Urteilsspruch gegen den Oberst v. Reuter und die beiden Leutnants nicht beruhigen, sondern die Entscheidung des obersten Militärgerichts anrufen wird? Er müßte es eigentlich tun; denn der militärische Ankläger, so eifrig er sich auch der angeklagten Offiziere annahm, hat doch immerhin nicht völlig an den groben Verstößen gegen Recht und Gesetz vorübergehen können, sondern eine kleine Gefängnisstrafe beantragt. Ganz gewiß würde es im höchsten öffentlichen Interesse liegen, die Sache bis zur obersten Instanz zu treiben. Und doch ist bei uns wohl niemand naiv genug, anzunehmen, daß das Verfahren weiter als bis zum Freispruch der angeklagten Offiziere geführt werden würde. In demselben Augenblick, in dem die Herren v. Reuter, Schad und v. Forstner „erhobenen Hauptes" das Gerichtsgebäude verlassen, von den höheren Offizieren demonstrativ beglückwünscht, ist vermutlich auch nach der Ansicht des kommandierenden Generals v. Deimling die Sache erledigt. Das ist die „Sühne", die dem Reichstag in Aussicht gestellt wurde. Die Offiziere sind freigesprochen worden, und nur drei unerfahrene Rekruten liegen auf der Strecke.

Tor, wer von den Militärbehörden, solange sie unter sich sind, die Sühne für Zabern erwartet! Am allerwenigsten ist das in diesen Zeitläuften wahrscheinlich, in denen die Militärpartei, wie die Telegramme des Generals v. Pelet-Narbonne erkennen lassen, Morgenluft wittert. Die notwendige Sühne muß von außen und von oben kommen. Und hier gilt es allerdings für den leitenden und verantwortlichen Staatsmann, zu zeigen, daß er mehr ist als ein Mietling. Er müßte jede Autorität verlieren, wenn es nicht gelingen sollte, die trotz des Straßburger Freispruchs schuldigen Offiziere kaltzustellen. Mit den blutjungen Leutnants, die ja nur auf höheren Befehl handelten, kann es nicht getan sein; auch nicht mit der Absägung des Oberst v. Reuter. Die wahren Schuldigen gehen viel höher hinauf; wie hoch, das mag im Augenblick unentschieden bleiben. Aber einen Fingerzeig für den Kreis der Schuldigen bietet immerhin das Verhalten des Generals v. Pelet-Narbonne. Nur ein fester Griff in dieses Wespennest kann die aufs höchste gefährdete Autorität des Gesetzes und der öffentlichen Ordnung wieder herstellen. Herr v. Bethmann Hollweg hat die Sühne für Zabern versprochen. Bitte, Herr v. Bethmann Hollweg, machen Sie nunendlichernstdamit! Bisher ist Ihnen die Militärbehörde nur auf der Nase herumgetanzt.

Nicht bloß die Autorität des Gesetzes, nicht bloß die Autorität des Reichskanzlers ist aufs höchste gefährdet. Vielmehr noch die Autorität des deutschen Reichstages. Er tritt morgen wieder zusammen. Als er vor Monatsfrist auseinanderging, da ließ er die Zaberner Ereignisse in der Schwebe. Die Vorgänge der letzten Tage haben ihm gezeigt, daß die militärischen Behörden den Reichstag als Luft behandelt haben. Er darf sich eine derartige Mißachtung nicht gefallen lassen, wenn er nicht tatsächlich zugunsten des Säbelregiments abdanken will. Aber wird der Reichstag wirklich eine Kraftprobe wagen? Wenn man die Ausführungen des Abgeordneten Bassermann auf dem Stuttgarter Parteitag betrachtet, dann wird man auch dem Reichstag, wenigstens soweit die nationalliberale Partei in Frage kommt, nur sehr geringes Vertrauen entgegenbringen können. Die lendenlahmen und windelweichen Erklärungen Bassermanns lassen leider befürchten, daß die 54 Vertreter der unentwegten Reaktion demnächst von nationalliberaler Seite starken Zuzug erhalten werden. Was unter diesen Umständen Herr Bassermann eigentlich noch im Reichstag will, ist uns einigermaßen unklar. Er hat in Stuttgart nicht gesprochen, wie einst Herr v. Bennigsen gesprochen haben würde, sondern allenfalls wie die Herren Fuhrmann und v. Heyl. Doch ob mit oder ohne die Nationalliberalen, der Reichstag hat seine Pflicht zu tun. Das kann das deutsche Volk von ihm erwarten. Säbel oder Gesetz, das ist heute die große Frage. Der Reichstag kann sie im Sinne des bürgerlichen Rechts und der Verfassung entscheiden, wenn er Ernst macht. Tut er es nicht, dann dankt auch er zugunsten der Reuter, Pelet-Narbonne und ihrer Hintermänner ab.

Die Enthebung General Liman v. Sanders' vom Kommando in Konstantinopel.

In unserem Morgenblatt vom 4. Januar hatten wir angekündigt, es sei zwischen der deutschen und der russischen Regierung eine Verständigung auf der Grundlage erzielt worden, daß General Liman v. Sanders den ihm zunächst zugewiesenen „gegen einen anderen wichtigen Wirkungskreis vertauschen" solle. Vorgestern kam die Nachricht, daß das Armeekommando von Konstantinopel einem türkischen General übertragen und daß General Liman v. Sanders zum Generalinspekteur ernannt worden sei. In der weiter untenstehenden Depesche des Wiener offiziösen Bureaus wird es so dargestellt, als sei diese Umbesetzung einzig auf die Initiative des neuen Kriegsministers Enver Pascha zurückzuführen. Fest steht aber, daß eine Umbesetzung, wie aus unserer Mitteilung vom 4. Januar hervorging, schon vor dem Amtsantritt Envers beabsichtigt war. Die Lösung der Angelegenheit kann und wird jetzt natürlich als ein Rückzug, oder als ein Echec Deutschlands ausgelegt werden. Das wäre zu vermeiden gewesen, hätte man gewisse Tatsachen rechtzeitig bekanntgegeben. Die deutsche Regierung hat vor dem bekannten Protestschritt der Tripleentente im Laufe der diplomatischen Unterhandlungen deutlich erkennen lassen, daß sie gar nichts dagegen einzuwenden hätte, wenn General Liman v. Sanders auf einen anderen, seinem Range entsprechenden Posten versetzt werden sollte. Hätte man diesen Standpunkt öffentlich betont, so könnte heute nicht von einem Rückzug gesprochen werden.

Enver, Liman v. Sanders und Rußland.

Das offiziöse Wiener k. k. Telegraphen-Korrespondenz-Bureau meldet aus Konstantinopel: In Kreisen der Pforte sieht man die Enthebung des Generals Liman v. Sanders vom Kommando des ersten Korps in Konstantinopel und seine Ernennung zum Generalinspekteur der Armee und der Militärschulen heute als endgültig an. Diese Aenderung in den dem General zugedachten Funktionen ist, wie offiziös erklärt wird, nicht die Folge irgendeines Schrittes von seiten Rußlands, sondern sie ist ausschließlich der Initiative des Kriegsministers Enver Pascha zuzuschreiben, der in seiner Besprechung mit General Liman v. Sanders diesem die Absicht mitteilte, ihm das Generalinspektorat über die Armee anzuvertrauen und ihm die Last des Kommandos über das erste Korps abzunehmen. Liman habe geantwortet, er sei zur Reorganisation der ottomanischen Armee, gleichgültig in welcher Eigenschaft, bereit. In Kreisen der Pforte glaubt man übrigens, fügt zum Schluß die offiziöse Depesche bedeutungsvoll hinzu, daß diese Aenderung geeignet sein dürfte, Rußland zufriedenzustellen.

*

Konstantinopel, 12. Januar. (Privat-Telegramm.)

Die Entlassung und Pensionierung Mukhtar Paschas, weil er den Posten des Armeeinspektors in Erfundschan abgelehnt hat, wird hier, soweit ich feststellen konnte, allgemein vollkommen gebilligt. Man betont, daß die Zeit vorüber sei, da die an-

Die Fürstin Marja Wolkonskaja.

Von [Nachdruck verboten.]

Paul Barchan.

II.*)

Nikolaj I., gegen dessen Thronbesteigung die erfolglose Verschwörung der Dekabristen sich gerichtet hatte, besaß die harte Art, die Monarchen so gern trainieren und die er wohl, mehr auf geistigem Wege, von Peter I. geerbt, während er von seinen französischen Ahnen weltmännischen Sinn und Selbstzucht mit dem Blute übernommen hatte. Er war ein Gemisch von der Ritterlichkeit und Romantik des Soldaten und bürgerlicher, fast merkantiler Skepsis und einer Klugheit, die sich bis zur überlegenen Weisheit steigerte. Im Gegensatz zu seinen willkürlichen und höchst subjektiven" Vorfahren auf dem russischen Throne hatte er den Ernst und die Kraft, die äußersten Konsequenzen aus der Situation ziehend, ein objektiver Herrscher zu sein. Und so kam es, daß er nicht wollte, daß die Frauen der Dekabristen deren schweres Los teilten, nicht um sich an den Dekabristen zu rächen, sondern weil er es für allzu hart und nutlos hielt. Da aber das Gesetz ihm keine Handhabe gewährte, den Plan der Aufopferungsfähigen zu vereiteln, mußte er, da alle seine Versuche scheiterten, seine Einwilligung geben. Besonders hartnäckig widersetzte er sich dem Vorhaben der Wolkonskaja, ihrem Manne, dem Verbannten, nach Sibirien zu folgen. Um ihrer selbst willen und vielleicht auch eingedenk der Liebe des damals 26jährigen Puschkin, dessen ganzes Gewicht er eingeschätzt, obwohl er ihn aus der Residenz wies. Dieser vehemente Herrscher hatte eine rasche Fassungsgabe und er fand sofort die Köpfe heraus, die seinem Lande zur Ehre dienen sollten, so auch seine größten Dichter, noch bevor sie berühmt geworden. Dieses Verständnis brachte er auch später dem blutjungen Offizier Leo Tolstoj entgegen, als dieser in den Krimkrieg zog, indem er hinter ihm einen geheimen Befehl erließ: „Das Leben dieses jungen Offiziers ist zu schonen"

Und da es diesem Zaren nun nicht gelungen war, diese so ehrwürdig kühle Frau die plötzlich zu reden begonnen, zur Ruhe zu bringen, erteilte er die Erlaubnis. Nachdem aber die Gattin all ihre Schmucksachen und die Wertgegenstände verkauft, kaufte eine Kibitka (russischer verdeckter Wagen) gekauft, das Kind ihrer Tante zurückgelassen und sich auf den Weg nach dem romantischen Land des Elends und der Schmach gemacht, holte sie ein Feldjäger des Zaren ein, der sie durch allerlei Drohungen zur Rückkehr einschüchtern sollte; doch die kühne Generalstochter blieb unerschütterlich. Aehnliche Weisungen erhielt auch vom Zaren der Gouverneur von Irkutsk. Dieser las der wie im Fieber durch die Schneefelder durchreisenden Fürstin einen kaiserlichen Befehl vor, wonach die Frauen der Dekabristen, die ihren Männern nach Sibirien gefolgt waren, ihrer Titel und ihres Standes verlustig gehen sollten, als Frauen von Sträflingen zu behandeln seien und deren Kinder kronsleibeigene Bauern würden; weder Geld noch Wertsachen dürften sie mitbringen, ihre Männer dürften sie nur in der Zuchthauskammer sehen und dies nur im Beisein des diensthabenden Offiziers.

Die Fürstin unterschrieb, taub und blind, was ihr vorgelegt war, und setzte ihre dornenvolle Reise ungeduldig fort.

Seit sie in jener Dezembernacht von ihrem Gatten aufgescheucht wurde, war ein Jahr vergangen. Krankheit, Qualen, Aengste; Kämpfe mit der Familie, der Obrigkeit, dem Hof; ihr Kind zurückgelassen — das alles scheint ihre Kraft gestärkt zu haben, da das Leid sie rief. Mitten im stürmischen sibirischen Winter vollführte sie die Wallfahrt nach Sibirien.

*

Endlich war sie bis zum Bergwerk Blagodatsk vorgedrungen, wo der Fürst Sergej Wolkonski und so mancher andere hohe Offizier vom besten russischen Adel als Dezemberstäflinge zeitlebens ihre politischen Frühlingsgefühle kühlen sollten und in der „Katorga" (Zwangsarbeit in den Bergwerken) sich auf andere Weise dem Vaterlande nützlich erweisen durften.

Der Direktor des „Totenhauses" geleitete die feine Dame nach der finsteren Zelle des Sträflings Wolkonski. Als dieser seine junge Frau in der Tür erblickte, wollte er auf sie zu — da aber erst durchfuhr es sie: „Er ist ja in Ketten geschmiedet!" Das hat sie nicht gewußt. Und ihr russisches expansives Herz schäumte auf und schäumte über: Bedauern, gemischt mit einer Reue, religiöse Inbrunst, Mitleid und Schamgefühl ob der eigenen elendlichen Freiheit erhoben sich zur Flut und strömten über. Sie sank vor ihrem Mann in die Knie und küßte das schwere, kalte Eisen, das widerstrebend und dumpf zurückwich, und dann erst erhob sie sich und küßte den, der für ein nicht ahnendes, geahntes Land litt. Der Direktor, der in der Tür hatte stehen bleiben müssen (so klein war die Zelle), blickte wie nicht begreifend auf die wunderliche Dame, die so viel Verehrung an den Tag legte vor einem Menschen, zu dem er du sagte und den er wie jeden anderen Zuchthäusler behandelte. Und dieselbe Fürstin Wolkonskaja, die auch hier in der versemten Luft des Totenhauses ihren spielerischen Gang, ihre Schlankheit und die leuchtenden Augen behalten hat, von all den Erniedrigten verehrt und geliebt, als „La fille du Gange" gleich einer Gnadenerscheinung empfunden, dieselbe, die auch hier gütig, unbewußt und still geblieben, die nie jemand klagen gehört, noch verzagt gesehen, sie war hochfahrend und anspruchsvoll nur den Menschen gegenüber, in deren Gewalt sie vollständig sich befand — der Obrigkeit des Zuchthauses.

So verging Jahr auf Jahr. Marja Wolkonskaja hatte noch immer still vor sich hin gehofft, daß sich noch alles, von irgendwo weither gelenkt, wenden werde. Doch Nikolaj I. war nicht expansiv; seine Grausamkeit, die er Gerechtigkeit wähnte, hatte System. Er erhob 1833 den „Ukas" zum Gesetz, wonach die Frauen der Dekabristen, selbst nach dem Tode der Sträflinge, nur auf dem Wege der „allerhöchsten Gnade" Sibirien verlassen durften. Und die Wolkonskaja wurde ganz still in sich und betete nur noch zu Gott, er möge ihre Kinder aus Sibirien führen, während Jahr um Jahr rann.

Erst nach dreißig Jahren erlaubte der Hellere, wärmere, weltlichere Alexander II., in dem die Härte des Vaters ermüdet schien, und der schon als Thronfolger den Dekabristen Erleichterungen durchgesetzt hatte, der Familie Wolkonski die Rückkehr nach Rußland.

Marja Wolkonskaja starb, sechsundfünfzig Jahre alt. —

*

Ein anderer russischer Dichter, kein apollinischer, kein Aristokrat, kein Frauenanbeter, der Demagoge Nekrassow, der am Trunk zugrunde gegangen, das Pathos der russischen Misere in der standierenden Faust, mit ehernem Rhythmus den russischen, verlotterten, vertrotteten Bürgerstolz befingend, hat sie (1872) in seinem Heldinnenpoem „Russische Frauen" besungen. Dieser Generalstochter und Aristokratin, die alle großweltlichen Freuden und Eitelkeiten, die sie umlockten, von sich warf, um im fernen, romantischen Sibirien, dem Golgatha all derer, die das unzulösende Rußland erlösen gewollt, in das Massengrab der Lebenden zu steigen, hat er ein Denkmal gesetzt, selbstsüß, rührend und flau, so daß sie den Gymnasiastinnen im Herzen kleben blieb. Also kanonisiert, lebt sie als Nationalheldin in der Jugendtreue des Volkes fort, bis auf den heutigen Tag. Ihr Tagebuch aber, knapp, sachlich, bescheiden und kühl, wie sie selber war, ist wenig bekannt.

*

Als man einmal der Fürstin Wolkonskaja die Bewunderung darüber aussprach, daß sie alles aufgab, um dem Manne nach Sibirien zu folgen, antwortete sie: „Was ist denn dabei Beson-

*) Der erste Teil der Geschichte der Fürstin Marja Wolkonskaja erschien in Nr. 661 (1913) des „Berliner Tageblatts".